

der Gründung des Palästina-Vereins und des Berliner Seminars, erhält die Außenpolitik eine neue Rolle in der Definition der Orientalistik, die sie vorhin nicht hatte. Um 1910 waren die Absolventen des Berliner Seminars Kolonialbeamte oder in den Kolonien eingesetzte Offiziere. Gleichzeitig erweiterte sich die Zahl der unterrichteten Sprachen. Die Abwendung von der philologischen Kleinarbeit früherer Zeiten erreichte dann ihren Höhepunkt, und die Islamkundler bemühten sich offen um ein globales Verständnis der untersuchten Kulturräume.

Die Erforschung der Orientalistik ist durch den Verdacht des Kolonialismus, den die Werke Eduard Saids erhärtet hatten, lange gehemmt worden. Am Buch von *Sabine Mangold* ist besonders erfreulich, daß sie diese teilweise mythische Konstruktion abbauen hilft und die Aufmerksamkeit auf die innerdeutschen Faktoren lenkt, die das Fach und seine Entwicklung erklären. Auch wenn eine bessere kontrapunktische Berücksichtigung anderer Länder (etwa Englands und Rußlands) die deutsche Situation möglicherweise nuanciert hätte, muß man einen hervorragenden Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften im 19. Jh. begrüßen.

Michel Espagne

**Ulrich Bielefeld: Nation und Gesellschaft. Selbstthematisierungen in Frankreich und Deutschland, Hamburg: Hamburger Editionen, 2003, 416 S.**

Die Entwicklung einer Definition des „Eigenen“ und des „Fremden“ gilt in der modernen historischen Nationalis-

musforschung als Ausgangspunkt der Nationalismusbewegungen im (West-) Europa des 19. Jh.s. Die Verschränkung damit eng verbundener und vielfältiger Exklusionsmechanismen einer sich ausdifferenzierenden Massengesellschaft, sowie die Entwicklung spezifischer Diskurse und Praktiken, dienten der Homogenisierung einer Vielzahl von Gemeinschaften, die innerhalb eines definierten Territoriums lebten und nach Einheit und Identität strebten. Die Forschung hat diesem Befund in vielfacher Weise Material zugeführt, sei es in der Analyse der Massenpolitisierung, sei es in der Untersuchung diskursiver Persistenzen politisch marginalisierter Vorstellungen, sei es in der Erforschung der symbolischen Dimension der „erfundene“ Nation oder aber ihres Zusammenhangs mit der Kategorie Geschlecht.

Mit der vorliegenden Monographie hat der in Hamburg am Institut für Sozialforschung lehrende Soziologe *Ulrich Bielefeld* eine neue Studie zu diesem Thema vorgelegt, die bisherige Ergebnisse weiterführt und vertieft.

Ein erster Blick in das Inhaltsverzeichnis offenbart die Einteilung der Studie in drei größere Abschnitte, von denen der erste theoretisch orientiert ist und in dem sich der Autor intensiv mit der Begriffsbestimmung von Nation befaßt. Der zweite und längste Teil stellt die empirische Grundlage der Studie dar, in welcher drei deutsch-französische Intellektuellenpaare konstruiert werden, die als öffentliche Repräsentanten ihrer Zeit mit großem Einfluß auf dieselbe und darüber hinaus gelten können. Jedem Paar gesellt sich eine weitere Persönlichkeit zu, die in engem Zusammenhang mit dem gewählten Paar steht. Im Falle des ersten

Paares Johann Gottlieb Fichte und Maurice Barrès ist dies Ernest Renan. Für das zweite Paar Émile Durkheim und Max Weber ist es Maurice Barrès und im letzten Falle von Ernst von Salomon und Louis Ferdinand Céline ist es Adolf Hitler. Die Studien werden durch einen dritten Abschnitt abgerundet, welcher weniger eine Zusammenfassung, als vielmehr eine Weiterführung der Reflexionen in die heutige europäische bzw. globalen Situation darstellt.

*Ulrich Bielefeld* stimmt gleich zu Beginn seiner Ausführungen den Leser darauf ein, daß dieser keinen klassischen, sozialhistorischen Vergleich erwarten dürfe. Vielmehr sei das Ziel des Autors, eine systemtheoretische Betrachtung der Nationswerdung in beiden politischen Gebilden beginnend mit dem 19. Jh.s bis in die erste Hälfte des 20. Jh.s hinein vorzunehmen.

Der Autor geht zunächst von der Nation als einem fiktionalen Geschöpf aus. Im Unterschied jedoch zu bisherigen Forschungen lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Prozesse der Selbstthematisierungen und kritisiert, daß die gängigen Freund-Feind-Theorien bereits ein gegebenes, klar umrissenes „Eigenes“ und ebenso ein deutlich wahrnehmbares „Fremdes“ implizieren. Demgegenüber plädiert er dafür Prozesse der Selbstthematisierung jenen Freund-Feind-Konstrukten voranzustellen. Als dann widmet er sich einer eingehenderen Betrachtung der Selbstthematisierungen, die einer doppelten Strukturdimension unterworfen seien. Sie bezögen sich in einem ersten Schritt zunächst explizit auf einen gegenwärtigen, beziehungsweise noch zu schaffenden Raum. In einem zweiten Schritt müßten sie sich jedoch nicht

nur dar- und vorstellen, sondern sich aus sich selbst heraus begründen, aus ihrer Kultur, aus ihrer Geschichte. Dies ginge sowohl mit einer Essentialisierung, als auch mit einer Existentialisierung der Gemeinschaft einher, die auf Differenzierungen zurückgreifen müsse, um die Homogenisierung nach innen und die Territorialisierung nach außen vornehmen zu können. Interessant und beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der Verfasser das zumeist doch eher statisch verwendete Kategorienpaar von Inklusion und Exklusion dahingehend dynamisiert, daß Exklusion sich unmittelbar aus der Inklusion ableite, beziehungsweise die Form der Inklusion die Form der Exklusion vorgäbe. Der Autor geht noch einen Schritt weiter und hält fest, daß von dem Moment an, wo die Grenzen der Nation in den unendlichen Raum hinein erweitert werden (z. B. im Nationalsozialismus), die Nation zu existieren aufhöre.

Mit seinem Nationsverständnis distanzieren sich der Autor explizit von der oft formulierten Sonderwegsthese für Deutschland. Von dieser Distanzierung zur Hinterfragung der idealtypisch konstruierten deutschen und französischen Nationenkonzepte (Staatsnation und Kulturnation) ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Sie seien lediglich Mittel der Differenzierungen gewesen, die die Unterschiede zwischen den beiden Staaten verschärfen und verändern halfen.

Die Entstehung der Soziologie als akademische Wissenschaft am Ende des 19. Jh.s nimmt für den Autor in diesem Kontext eine bedeutende Funktion ein. Als ursprünglich nichtnormative Wissenschaft entwickelt, wurde sie (gemeinsam mit der Historiographie)

zur „Selbstthematierungswissenschaft par excellence“ (52). Die Herausbildung der Nationen war die Entstehungsbedingung für die Soziologie als akademische Disziplin. Die von ihr geprägten Begrifflichkeiten waren Bestandteil der gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen, dennoch erhob sie die Nation nie zu einer eigenständigen analytischen Kategorie. Das Selbstverständnis der Soziologie war universalistisch orientiert, so daß sie den „begrifflichen Bezug auf das selbst hergestellte Eigene [verlor, welches jedoch] als vorwissenschaftliche und explizite Wertorientierung erhalten blieb.“ (58)

Die theoretischen Überlegungen zum Zusammenhang von Nation und Selbstthematierung finden sich in den Paarkonstruktionen des empirischen Teils exemplifiziert.

Das erste Paar Johann Gottlieb Fichte und Maurice Barrès (inklusive Ernest Renan) beschäftigt zunächst noch die Frage der Zusammenführung von Kollektiv und Individuum. Während Fichte von einem „Wir“ ausgeht, welches erst durch das „Ich“ lebendig werden könne, geht Barrès, nach der Lektüre von Fichte, den entgegengesetzten Weg. In der Gegenüberstellung dieser beiden Autoren mit Ernest Renan erkennt der Autor die Konstruktion der Opposition von Kulturnation und Staatsnation als Form der Selbstthematierungen.

Mit Max Weber und Émile Durkheim (inklusive Maurice Barrès) vertieft der Autor seine Überlegungen zur Soziologie um die Jahrhundertwende. Bielefeld gelingt es sehr plausibel aufzuzeigen, daß beide Intellektuelle das Konzept Nation unhinterfragt als moralische Instanz setzten, sich von dieser

implizierten Vorannahme nicht zu lösen vermochten und so „Nation und Gesellschaft nicht auseinander halten“ (189) konnten.

Mit dem dritten Paar kann Ulrich Bielefeld zeigen, wie sich nach dem Ersten Weltkrieg in beiden Ländern die Selbstthematierungen dahingehend änderten, daß sie anstelle des Staates als Bezugspunkt das Volk setzten und die Grenzen der Nation auflösten. Der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich in diesem Zusammenhang liegt darin, daß die französische Rechte nicht aus eigener Kraft die Stelle der Macht besetzen konnte.

Der dritte und letzte Abschnitt des Werkes weicht von dem bis hierhin verfolgten roten Faden des Autors methodisch und inhaltlich ab. So wird weder ein repräsentativ ausgewähltes Intellektuellen Paar für die zweite Hälfte des 20. Jh.s als Betrachtungsgrundlage angeboten, noch ein Resümee des bisher dargestellten Selbstthematierungskonzeptes in seinen Hauptmerkmalen vorgeschlagen. Der Schwerpunkt dieses dritten Abschnitts scheint denn auch weniger auf dem Zusammenspiel der Konzepte von Selbstthematierung und Selbstbestimmung zu liegen. Vielmehr stellt der Autor schwerpunktmäßig das Selbstbestimmungskonzept in den aktuellen Kontext von Globalisierung und Europäisierung/EUISierung. Diese Ausführungen sind zwar keineswegs weniger spannend zu lesen als die bisherigen, dennoch fehlt ihnen der explizite Bezug auf das bis dahin Besprochenen und so bleibt dem Leser nur übrig sich die Quintessenz und den Zusammenhang dieses letzten Kapitels zur Gesamtstudie selbst zu erarbeiten.

Abschließend sei jedoch nochmals

auf die Stärken der Studie von *Ulrich Bielefeld* hingewiesen. Mit „Nation und Gesellschaft“ liegt eine sehr detaillierte Darstellung des von Intellektuellen in Deutschland und Frankreich geleisteten Beitrages zur Herausbildung zweier idealtypischer Nationenkonzepte vor. Die Monographie gibt der Nationalismusforschung wichtige theoretische Impulse (wie z. B. die stärkere Berücksichtigung des Spannungsfeldes von Partikularismus und Universalismus im Zuge der Nationalisierungen) und hinterfragt (dies jedoch nicht als erste und einzige Studie) methodische Selbstverständlichkeiten der historischen Komparatistik (Verfestigung von Reproduktionsmustern bei unreflektierter Übernahme von Konzepten).

Ruth-Stephanie Merz

**Gerhard Hanloser: Krise und Antisemitismus. Eine Geschichte in drei Stationen von der Gründerzeit über die Wirtschaftskrise bis heute, Unrast, Münster 2003, 135 S.**

Die Antisemitismusforschung betont seit langem die Bedeutung vulgärökonomischer Zuschreibungen in antisemitischen Vorurteilen, Diskursen oder Semantiken. Dennoch werden Erklärungsdefizite bezüglich des Zusammenhangs von marktförmiger Vergesellschaftung und Antisemitismus einerseits und bezüglich Dynamik und Eskalation antisemitischer Mobilisierungen andererseits sichtbar. *Gerhard Hanloser* verfolgt in seiner Arbeit das Anliegen, die Bedeutung ökonomischer Krisen für die Genese des deutschen Antisemitismus ab den 1870er Jahren zu analysieren. Um sie für Ge-

sellschaftswissenschaft nutzbar zu machen, integriert er Ansätze einer kritischen Theorie des Antisemitismus und Regulations-, Wert- und Krisentheorien. Die Untersuchung erfolgt für die Gründerkrise des Kaiserreiches, ökonomische Krisen der Weimarer Republik und schließlich die Krise der (neuen) Märkte der Berliner Republik seit 2002.

Die Dynamik des Zusammenspiels von Krise und Antisemitismus fußt für *Hanloser* historisch auf einer gesellschaftlich hegemonialen Identifizierung der Juden zuerst mit Geld und später allgemeiner mit Kapitalismus, v. a. dessen Zirkulationssphäre (Verleih, Handel, Spekulation). Die Antwort auf das „Geldrätsel“ habe darin bestanden, daß versucht wurde, ‚hinter‘ der Abstraktheit des Geldes Personifizierungen durchzuführen. Diese Personifizierung sei anhand der Juden, die Jahrhunderte lang aus der Sphäre der Produktion ausgeschlossen und in die der Zirkulation eingeschlossen wurden, erfolgt. Das Abstrakte wurde konkretisiert, in dem ‚der Jude‘ zum Inbegriff der ‚geheimen Wirk- und Krisenkräfte‘ des Geldes gemacht wurde. Juden wurden zunehmend mit den abstrakten modernen Tauschverhältnissen identifiziert. Der Kapitalismus sei, als überregionales System, international erfahren und das ‚Volk ohne Staat‘ als international herrschendes Judentum halluziniert worden. Verbunden mit der Funktion der Vermittlung in Handel und Verleih als Anwälte und Intellektuelle erfolgte die Markierung von Juden als „unproduktiv“ und „parasitär“.

Marx wird in diesem Kontext als Analytiker eingeführt, der sich von einem diese Klischees teilweise reproduzierenden Ablehner des Geldes zu